Der Erbsohn

Ein Bauernroman von Hertha Lindenblatt

3. Fortsetzung.

Hastig steht die Muhme vom Webstuhl auf. Eine freudige Röte überflammt ihr kleines rundes Gesicht, das hundert kleine Falten zeigt, aus deren jeder ein Quentchen stille Zufriedenheit guckt. Sie faßt sich nach dem Kopf, ob auch ihr Tüchlein richtig sitzt, und streicht die weite Schürze glatt.

„Muhme, Ihr seid schön genug," sagt Rosel mit leichtem Lachen, und die Muhme errötet tiefer.

„Meinst du, daß sie nichts auf Aeußeres gibt?"

„Ich weiß nicht, Muhme. Ich weiß nur, daß ihr immer schön seid. Und laßt die Frau nicht länger warten. Sie hat warten nicht gelernt!"

Wie hart des Mädchens Stimme auf einmal ist! Die Muhme haftet hinaus.

Rosel bleibt tief atmend einen Augenblick zurück und schaut sich um in dem traulichen Gemach. Hier schaut Liebe aus jedem Gegenstand heraus. Liebe spricht aus dem bunten Gerät in dem sorglich geputzten Glasschrank. Liebe atmet jede Blüte an den kleinen Fenstern hinter den weißen Gardinen. Von Liebe redet jedes Sandkorn auf dem blitzsauberen Fußboden, und Liebe schwebt durch die hellen Scheiben auf dem Abendsonnenstrahl.

„Glückliche Muhme!" murmelt Rosemarie, ehe sie sich zum Gehen anschickt, und ahnt nicht, wie weit und beschwerlich der Weg war, der zu dieser heiteren Ruhe führte.

Indessen steht die kleine Bittermuhme vor der großen, starken Bäuerin, und das liebe Wort, das sie zum Gruße auf den Lippen hatte, erstickt ihr.

Ganz verschüchtert steht sie da und weiß nicht, was sie sagen soll, denn eine liebe junge Frau ist die nicht, die stolz und hochmütig vor ihr steht.

„Ich wollte die Kate sehen", sagte die Anne ohne Gruß. „Zeigt sie mir! Ich bin die Birkhofbäuerin!"

Wortlos öffnet die Muhme die Tür zur großen Stube und läßt die Fremde eintreten. Der Raum erscheint der Bäuerin für ihre Zwecke geeignet. Achtlos sieht sie über den schlichten Hausrat hin.

„Es wohnt hier niemand mehr, seitdem der Blitz der Rosel beide Eltern nahm. Es mochte kein Fremdes einziehen."

Die Bäuerin weist mit der Hand auf eine Tür.

„Was ist dort hinter der Tür?"

„Nur eine schräge Kammer. Die Stiege läuft darüber hin. Es ist kaum etwas hineinzustellen."

„Ich will sie sehen!"

Es öffnet sich ein winziger Raum, der einen Fensterschlitz aufweist. Die Bäuerin wendet sich ab.

„Ein Bett könnte immer darin stehen. Und oben?"

„Oben liegt nur meine Stube. Wenn Ihr sie sehen wollt, Birkhoferin, will ich Euch führen!"

„Ist nicht mehr nötig. Es genügt mir, was ich seh." Mit einem Blick auf Rosel, die auf der Schwelle stehen geblieben ist, sagt die Birkerin: „Ich gehe jetzt heim. Du kannst noch eine Stunde bleiben."

Mit hastigen Schritten geht sie den Weg zurück. Es ist ein Plan in ihr gereift. Noch weiß sie nicht, ob sie ihn gleich zur Ausführung bringt, oder ob sie auf eine günstigere Stunde wartet, und sie beschließt das letztere. Sie weiß, die Zeit wird kommen.

Stumm folgt die Rosel der Muhme wieder in den oberen Raum.

„Eine harte, kalte Frau!" sagt die Alte endlich und nach geraumer Zeit: „Armer Konrad!"

Ein Schluchzen bricht aus Rosels Brust.

„Roseli," sagt die gute Stimme weich, „halte treulich aus, wenn du auch böse Tage siehst. Die Treue findet immer ihren Lohn."

Heftiger weint das Mädchen, weint nicht um sich, weint um den jungen Bauer, dessen Los ein so hartes ist.

„Roseli, ich weiß, was dich quält. Ich sah euch ja so oft im letzten Frühling, wenn ihr hier unten glücklich waret. Dein Los ist hart, aber es könnte doch noch härter sein. Ich will dir etwas erzählen. Es ist schon lange, lange her. Dein lieber Vater war damals ein kleiner Bube, da sah der Bach hier unten zwei junge, frohe Menschen. Sie hatten sich herzlich lieb und wollten aufeinander warten, bis der Bursch etwas Rechtes geworden war. Er hatte große Pläne, und die Anna Kathrin hoffte mit ihm. Eine lichte, schöne Zukunft sah sie in der Ferne und genoß das Glück der Gegenwart. Es war die Zeit der Heckenrosen, und sie sangen das liebe Lied, das ein fremder Spielmann den Burschen lehrte, und sie küßten sich vieltausendmal beim Duft der wilden Rosen. Da vergingen sie fast vor Glück und Seligkeit, und am andern Tag hatte der Bursch mit seinem Vater einen Streit. Der trieb ihn in die Ferne. Nie hat die Anna Kathrin ihren Liebsten wiedergesehen. Nie hat sie erfahren, ob er ihr die Treue brach oder ob er starb."

Die Muhme schweigt, und die Rosel sieht mit großen Augen zu ihr auf.

„O Muhme, ich weiß, Ihr seid die Anna Kathrin, und Euer Los ist wahrlich viel härter als das meine. Und dennoch habt Ihr das Leben tragen können und habt das Lachen nicht verlernt!"

„Ich hab mein Glück gefunden im Dienst meiner Nächsten. Mein Bruder verlor sein Weib. Ich hab seinem Buben die Mutter ersetzt und hab ihn sehen sein Glück bauen. Sie haben mir nach einer kleinen Zeit ihn u. sein Weib tot in die Stube getragen. Nur sein Kind ist mir geblieben, nur du. Aber ich durfte dich nicht behalten, als dich der Birkhof aufnehmen wollte. Dort meinte ich, würdest du glücklicher sein als hier. Und von dort ist dir doch das Leid gekommen, meine Roseli!"

Leise streicht die faltige Hand über den blonden Scheitel. Rosemarie trocknet ihre Tränen ab.

„Muhme, von dort kam auch mein Glück. Grenzenlos war mein Glück einen kurzen Frühling hindurch. Er brach mir nicht die Treue, der Bursche, dem mein Herz gehörte. Daß wir nicht zusammen kommen durften das ist mir nicht das härteste Los. Daß er nicht glücklich sein kann, daß er leidet, das ist mein Leid. Aber, Muhme, ich will Euerm Vorbild folgen. Ich will den Menschen in Treue dienen, die meine Hilfe brauchen, und will nicht fragen, was mein Herz dazu sagt. Ich dank Euch, Muhme, daß Ihr mich in Euer Leben schauen ließet. Es soll nicht umsonst gewesen sein. Jetzt aber will ich gehen. Die Altbäuerin wird meiner schon bedürfen. Sie ist doch sehr gebrechlich schon und ist gewiß noch jünger als Ihr."

Die Muhme nickt.

„Ein paar Jahre gewiß. Ihr Los war weniger hart als meins, aber sie hat den starken Helfer nicht gehabt, der mir die Lasten tragen half, darum hat das Leben sie gebrochen und wird sie noch tiefer beugen, bis sie ganz am Boden liegt."

„Die Angst hab ich auch um sie. Wenn sie öfter zu Euch käme, Muhme Anna Kathrin, fände sie den Helfer auch!"

7.

Zur Abendsprache hat der Schulze geladen, aber diesmal wurden nicht die Dorfältesten gerufen. Alle Bauern und Kätner haben sich auf der Diele des Berghofs versammelt, um Rat zu hören und Rat zu halten.

Ein Fremder führt das Wort, ein redegewaltiger Herr. Von Drainage spricht er, von Bodennutzung an der Stelle der Wasserlöcher, die bald hier, bald dort den Boden unterbrechen. Manch ein Hektar Boden könnte gewonnen werden, der jetzt nutzlos liegt, weil er einen Teil des Jahres mit Wasser bedeckt ist.

„Werte können geschaffen werden, die unübersehbar sind!"

Die Bauern horchen verwundert auf, wie der Fremde ihnen in großen Zügen einen wohldurchdachten Plan darlegt.

Mehr Acker in Zukunft! Das leuchtet ihnen ein. Mehr Frucht in der Folgezeit. Und nichts ist nötig als ein Röhrennetz, das der Fremde selber legen will.

Der alte Birk nickt mit dem Kopf. „Ich wär dafür. Mein Acker hat die meisten Löcher. Ein Hektar, vielleicht auch etwas mehr, gewönne ich allein, ich will sagen, der Jungbauer, mein Sohn."

Zum erstenmal kommt dem Alten zum Bewußtsein, daß er nichts mehr zu sagen hat, und gleich folgt der Gedanke, daß ihm auch niemand mehr beistimmen wird im Rat. Er hebt den Kopf und schaut gerade in Konrads Antlitz. Der nickt ihm zu. Wie der Vater stimmt, so stimmt auch er.

„Mir wär die Sache schon recht," nimmt der Buchner das Wort. „Zwar geht es bei mir nur um zehn bis zwanzig Ar, aber ich wär dafür. Zehn Ar mehr oder weniger, bebauen können, das will schon etwas sagen!"

Er sieht zum Rabelhofer hin, als wollte er dessen Meinung wissen. Der hat das Gesicht mit der Hand bedeckt, als sinne er ernsthaft nach.

Einer nach dem andern stimmt für den Plan. Der Schulze sagt noch immer nichts, so daß sich die andern sehr verwundern. Gleich aber wird ihnen seine Zurückhaltung klar. Sein Acker liegt bedeutend höher als der ihre und weist darum keine Lachen auf. Er schweigt und läßt die andern reden. Was geht ihn die Sache an!

Und dennoch ist es sonst nicht seine Art, sich teilnahmslos zu zeigen. Er hat die meiste Erfahrung. Sein Rat wird oft begehrt. Zuletzt gibt seine Ansicht doch den Ausschlag. Nein, nicht immer! Einmal, das letzte Mal in der großen Abendsprache, haben die Väter einstimmig gegen ihn gearbeitet. Ob er das nachträgt? Ob er ihnen seinen Rat entzieht? Es wäre zum allerersten Mal, daß der Goldner sich kleinlich zeigte.

Mancher, dem des Schulzen Wort viel gilt, wird unruhig und weiß nicht, was er denken soll. Allgemeine Stille tritt ein.

Jetzt steht der Schulze langsam auf, als würde es ihm schwer, sich aus seinen Gedanken emporzureißen. Nun wundert man sich wieder, daß er etwas sagen will, ohne daß jemand seinen Rat erbeten hätte. Was kümmert ihn der Plan?

„Wie denkt Ihr, Schulze!" ruft der alte Birk. „Ihr seid unbeteiligt wie ich. Euer Acker hat keine Wasserlöcher und ich hab selber keinen Acker mehr. Ich hab geredet, jetzt redet Ihr!"

Der Goldner gibt sich einen Ruck, als risse er sich gewaltsam von einer Erinnerung los.

„Die Sache ist gut an sich, aber nichts für uns!"

Wie ein Feuerbrand wirkt das ruhig kalte Wort. Hoch schlagen die Flammen der Erregung auf.

„Nichts für uns?"

„Es ist ein Widerspruch in seinem Wort."

„Ihn geht die Sache nichts an. Sein Acker liegt hoch genug."

Die Stimmen gehen durcheinander. Der Fremde lächelt still für sich. Seiner Sache ist er sicher. Der Schulze schadet ihm mit seinem Widerspruch nicht, er nimmt ihn auch nicht ernst, und dennoch staunt er über den seltsamen Mann, an dessen kühler Ruhe sich die Flut der Erregung bricht.

„Hört mich, Freunde," spricht der Rabelbauer, als wieder Stille eingetreten ist. „Ihr wißt recht gut, wie sehr ich für den Fortschritt bin. Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß alles Gute, was ich anderswo gesehen hab, bei uns angewendet werden könnte. Ich weiß auch, was es mit der Drainage auf sich hat. Sie ist sehr gut für wasserreiche Gegenden. Hier ist sie schädlich. Unser Land ist wasserarm."

„Hört! Hört!"

„Das Wasser ist es ja, das wir bekämpfen wollen!"

Wieder lärmen Stimmen durcheinander. Der Schulze bleibt die Ruhe selbst. An die letzte Bemerkung knüpft er an.

„Ganz recht. Das Wasser ist es, um das es geht. Das Wasser, das euch unnötig erscheint, das Ihr entfernen möchtet um jeden Preis, ist unser Segen. Wir haben keine Flüsse, keine Seen wie andere Gegenden. Der Bach führt nicht Feuchtigkeit genug. Er kann einmal versiegen. Wo soll die Sonne Wasser ziehen, wenn alle Lachen verschwunden sollen, wenn im Frühjahr das Schneewasser gleich in die Versenkung taucht, die der fremde Herr uns bauen will? Wir hätten einige Flächen Nutzland gewonnen, das geb ich zu. Unser gesamter Acker aber wäre in seinem Nutzungswert gesunken. Ihr hättet keinen Rübenboden mehr. Die Frucht, die Ihr bisher gewonnen habt, sie wüchse in der Dürre nicht mehr, weil wir fortan trockene Jahre zu erwarten hätten."

„Der letzte Sommer war naß genug," wirft der Türmer ein.

„Wir hatten Mühe unsere Frucht zu bergen, das ist wahr. Aber die Frucht war auch danach. Und Eure Wiesen trugen dreifache Ernte."

„Ein trockener Sommer könnte dennoch nicht vom Uebel sein."

„Wenn es nur einer wäre, Birk! Wie aber wenn ihrer viele kämen, wenn die Flur auf Jahre hindurch geschädigt wäre!"

„Das träfe den Rabelhofer mit seinem hochgelegenen Acker am härtesten."

„Mit nichten, Birk! Mein Acker hat mehr Lehm als Sand. Der Lehm verträgt die Trockenheit am leichtesten. Der Birkhofacker wäre am schlimmsten dran, weil er viel Sandboden hat. Euer Reichtum, Birk, das sind die Wiesen mit der guten Viehweide. Ich will den Herrn Ingenieur fragen, ob Ihr recht habt oder ich. Er ist nicht Partei. Aber ich möchte einen andern als Zeugen anrufen, der mit seinem ganzen Sein gegen diese Sache auftrat."

Bisher schwieg der Fremde und nahm den Rabelhofer nicht ernst. Jetzt wittert er Gefahr und ergreift schnell das Wort.

„Im Prinzip hat der Schulze recht," spricht er zur Gegenpartei, „hier aber liegt die Sache anders. Der Bach führt tatsächlich genug Wasser. Ich habe ihn untersucht und verfolgt bis zur Quelle. Ich will aber keinen überreden, damit niemand mich beschuldigt, wenn später wirklich einmal ein trockenes Jahr kommen sollte. Ueberlegen Sie die Frage, und Sie werden zu der Ansicht kommen, daß mein Vorschlag tatsächlich taugt."

Diesmal findet der Fremde nur geteilte Aufmerksamkeit. Er hat an unrechter Stelle gesprochen.

„Ihr wolltet uns einen Zeugen nennen, Schulze!" sagt Konrad Birk und spricht zum erstenmal in der Versammlung.

„Ja, einen Zeugen," wiederholte Goldner. „Ihr werdet Euch seiner nicht entsinnen, Konrad Birk. Ihr wart ein Knabe, als er von uns ging. Aber Euer Vater kennt ihn wohl und alle würdigen Väter. Ich meine Heinrich Rabel, meinen Schwiegervater. Ihr wißt, daß er sich mit seinem Sohn entzweite, daß Fritz Rabel aus seinem Vaterhaus ging und niemals wiederkehrte. Das war vor meiner Zeit. Aber Ihr wißt nicht, um welches Dinges willen Vater und Sohn im Zorne schieden. Um die Wasserlöcher ging es. Damals gehörte die Bachkate und die lange Wiesenstrecke dahinter noch zum Rabelhof. Ein Fremder trieb sich lange in der Gegend herum. Er sprach nicht öffentlich; im geheimen trat er an den Rabelsohn heran, den er als klugen Kopf erkannt hatte. Von der Entwässerung sprach er ihm, von dem Boden, der gewonnen werden sollte. Fritz nahm mit Feuereifer den Plan auf. Er selber wollte das Röhrennetz bauen. Sein Vater war dagegen, aus eben den Gründen, die ich Euch schon nannte. Jeder blieb auf seiner Meinung stehen. Der Fremde stärkte heimlich des Sohnes Rücken. Es ging hart auf hart. Das Ende war der Bruch."

„Woher wißt Ihr das, Schulze?" fragt der Müller. „Ihr wart dazumal noch noch nicht hier."

„Von den Beteiligten weiß ich es. Fritz sprach mir draußen in der Welt davon, der Vater hier."

„Ihr habt den Rabelsohn gekannt?"

„Ich war sein Freund. Auf seinen Wunsch kam ich hierher. Und das muß ich Euch sagen, er hatte eingesehen, daß er im Unrecht war, nur war sein Kopf zu hart, als das er heimgekommen wäre, ohne daß er ein großes Ziel gewonnen hätte. Er war mein Freund, und dennoch muß ich sagen, er war im Unrecht gegenüber seinem Vater. Dem Rabelbauern hat der Streit den Sohn und Erben gekostet. Wer so teuer zahlt, dessen Wort muß gelten, Männer! Ich war Euch diese Mitteilung schuldig, Freunde, um eine Unbesonnenheit von Eurer Seite zu verhüten. Nie wäre sonst ein Wort davon über meine Lippen gekommen."

Auf Jakob Goldners Stirn stehen dicke Tropfen. Ein schweres Opfer hat er dem Orte gebracht, dessen Wohl er zu bedenken hat, zwei teueren Toten brach er das Wort, indem er sprach. Nun darf das Opfer nicht umsonst gewesen sein.

Ein tiefes Schweigen ruht auf der Versammlung. Zwei harte Köpfe sehen sie miteinander ringen in heißem Kampf.

An der Tür hinter Birks breitem Rücken vernimmt man ein Geräusch. Da steht der alte Wolf mit seinem Hund und stützt sich auf den Stab. Wie lange er schon steht, es kann es keiner sagen, denn niemand sah ihn eintreten.

„Der Schulze sprach die Wahrheit," sagt er mit tiefem Ton. „Gebt auch dem Schulzen recht, er rät Euch wohl!"

Nach diesem einen Wort verschwindet der Wächter wieder in der Nacht, als ob es nur ein Schatten gewesen wäre, der dort stand.

Auf der Versammlung lastet Schweigen. Keiner wagt noch einen Entschluß. Dem Fremden reißt der Faden der Geduld. Er verlangt einen Entscheid.

„Heut nicht," sagt Sebastian Birk. „Wir warten, wie der nächste Sommer wird. Kommt übers Jahr, dann wollen wir Euch sagen, was wir beschlossen haben."

Keiner erwidert etwas mehr, so ist Birks Antwort Beschluß. Er aber achtet nicht darauf, daß sein Wort auch heute den Ausschlag gibt. Zum Schulzen tritt er mit ausgestreckter Hand.

„Ihr seid ein braver Kerl, Rabelbauer. Habt Dank!"

Mit festem Druck umschließen sich die Hände, und Auge ruht in Auge. Dann faßt der Alte des Sohnes Arm, und sie gehen zusammen in die Nacht hinaus. Ein paar Männer folgen ihnen, andere bleiben zurück.

„Schulze, habt Ihr den Straußbauer damals gewarnt?" fragt der Müller leise.

„Ich tat es. Auch der Buchner sprach dagegen, obwohl es um seine Schwester ging. Das Mädel war für die Landwirtschaft verdorben, daß wußte er so gut wie ich. Der Strauß war klüger wie wir. Nun muß er liegen, wie er sich gebettet hat. Es kann ihm keiner helfen."

„So wißt Ihr, wie es unten steht?"

„Ich weiß es. Laßt uns von anderm reden, Müller. Er soll nicht merken, daß wir von ihm sprechen. Ich sehe seinen Blick auf uns gerichtet."

Der blonde Hüne, von dem sie sprechen, kommt eben auf sie zu.

„Ich hätte gerne Euern Rat," sagt er bescheiden. „Seit die Trude fort ist, geht es nicht gut auf meinem Hof. Wüßtet Ihr wohl eine treue Magd für mich, Schulze? Oder Ihr, Müller?"

„Hier im Dorf wird kaum eine zu haben sein. Jeder braucht die Mägde selber auf dem Hof. Schad um die Trude! Sie ist nach Hansdorf gegangen. Fragt doch einmal nach! In Haitau auch. Zu einer Städterin rat ich nicht, noch weniger tät es passen, wenn Ihr nach Fuchsdorf gingt."

„Nein, nein, von dort nicht," ruft Leberecht Strauß entsetzt. „Wißt, Schulze, ich tät halt eine brauchen, die der Lisett mehr Freundin wär, von der sie lernen könnte. Es fehlt ihr nicht am guten Willen. Sie hat bloß nichts gelernt, was ihr jetzt nützen könnte. Und jetzt fehlt es ihr auch an der Kraft."

„Jetzt freilich!" gibt der Müller zu.

„Wär's der Lisett denn recht, wenn ihr eine helfen käm?" fragt der Schulze mit Bedacht. „Seht, Strauß, sie war so stolz, wenn sie vom Schlosse kam, als wäre sie was Besonderes. Das hat die Mädel halt verschnupft. Wenn freilich Not wär und die Bäuerin nicht weiter könnte, dann würde meine Hanne nicht lange fragen. Ein paar Wochen geb ich sie Euch hin, wenn es der Straußin lieb wär."

Ein dunkles Rot flammt in des Bauern Stirn. Es ist ja alles wahr, was der Schulze sagt.

„Sie könnte nur dankbar sein," sagt der Hüne leise, „wenn ihr die Hanne helfen wollte."

„So will ich sie Euch morgen schicken!"

„Ich dank Euch, Schulze!" Heftig schüttelt er die dargebotene Rechte. „Hätte ich Euch gehorcht, wär heut manches anders. Aber glaubt, es liegt nicht an der Frau allein, es liegt auch an den Verhältnissen. Hätt die Lisett eine rechte Mutter gehabt, der sie gehorchen mußte, es hätte anders kommen müssen. So hat sie nur immer ihren eigenen Willen gehabt."

Ernst nickt der Schulze zu der Rede.

„Haltet nur zu Euerm Weib, Strauß, das andere wird zu überwinden sein."

Ein langgezogenes Heulen kommt von draußen her. Das Wächterhorn, das Feuer meldet, und gleich setzt des Türmers Glocke ein.

Im Augenblick ist die Diele des Rabelhofes leer.

„Wo brennts?"

„Das ist der Straußhof!"

„Die Scheune brennt!"

Dem blonden Bauer brechen die Knie. Den Berg eilt er hinab, die Männer folgen und hören seinen Jammerruf:

„Mein Weib! Mein armes Weib!"

„Es ist nicht das Haus. Es ist die Scheune," sagt ihm jemand, aber er schüttelt den Kopf. Ihn quält ein anderer Gedanke.

Vor dem Straußhof staut sich ein Menschenhaufe. Die Scheune ist verloren. Hell lodern die Flammen zum Nachthimmel. Zum Wohnhaus wendet man sich, um zu verhüten, daß die Flamme überspringt.

Aus der Kammer dringt ein Schrei.

„Das ist die Straußin," murmelt jemand.

„Die Schulzin ist bei ihr drin!"

„Wenn das nur heute gut geht!"

Jeder trägt die Angst des Bauern mit. Die Männer schaffen fieberhaft, als wenn sie damit auch dem armen Weibe helfen könnten. Die Frauen helfen mit, soweit die Kräfte reichen. Ganz Birkfelde ist auf den Beinen und schleppt Wasser herbei. Als gerettet gilt das Haus nach schwerer Arbeit, aber drinnen wird ein heißer Kampf geführt. Mit verstörter Miene schaut die Goldnerin aus der Haustür.

„Schafft mir den Doktor her! Es geht um Tod und Leben!"

Der Straußenbauer selbst jagt die Pferde drei Meilen weit. Ihm schlägt das Herz in wilder Angst. Die Augen quellen aus den Höhlen. Wenn er nur den Doktor findet! Wenn der Arzt nur kommt, derselbe Mann, den die Birkfelder durchaus im Dorfe nicht haben wollten! Schreckliche Gedanken kommen dem Bauer. Seine Hände zittern wie im Fieber. Er jagt die Gäule durch die Nacht. Was schert ihn das, daß hinter ihm sein Eigentum zur Hälfte niederbrennt! Jetzt geht es um sein Weib! Das muß gerettet werden, und wenn alles drum verloren geht.

Es ist fast Morgen, als die ersehnte Hilfe kommt. Zwei Stunden später läuft die Kunde durch das Dorf, daß die Straußin zwei Buben das Leben gegeben hat.

„Aber bald wär der Doktor zu spät gekommen," hört man sagen.

„Das kommt von der feinen Zucht!" sagt der alte Birk verächtlich. „Und von der feinen Kleidung. Unsere Mädel sind nicht so fein, aber sie sind gesund und brauchen keinen Doktor!"

Ein armer reicher Mann steht Leberecht Strauß an seines Weibes Lager.

„Sorg nicht, Lisett!" sagt er tröstend. „Das ist alles nicht so schlimm. Das Beste ist, ihr lebt, du und die Buben."

Seufzend nickt die Bäuerin.

„Frag die Trude, ob sie wiederkommt. Sag ihr ein gutes Wort von mir. Ich bin so bald nicht wieder auf, hat der Doktor gesagt. Und mit dem Schaffen wär es noch länger nichts."

8.

Ein Schatten liegt auf Jakob Goldners Stirn. In schweren Gedanken geht er umher. Läge der Annemarie neben der Sorge um die eigene Wirtschaft nicht die Not im Sträußhof so sehr am Herzen, sie würde längst gesehen haben, daß ihn etwas quält, ein geheimer Kummer oder eine ernste Sorge, die der Mann mit ihr besprechen möchte in einer stillen Stunde.

Die Vergessenheit hat wieder in ihm Macht bekommen seit jener Abendsprache, da er die Toten als Zeugen anrief gegen die Lebenden.

Die Toten? Wer sagt ihm denn, daß Fritz Rabel tot ist? Spricht nicht vielmehr eine Stimme in seiner Brust mit Heftigkeit dagegen? Und wenn er lebt, wenn er weilt gar in Not ist, allein oder mit Menschen, die ihm treu sind, wäre es nicht dreifaches Unrecht gegen ihn, daß der Hof, sein väterliches Erbteil, in den Händen eines Fremden ist? Und wenn der Fremde ehemal sein Freund war und heute der Gatte seiner Schwester ist!

Jakob Goldner seufzt.

Er hat niemals den Hof zu eigen haben wollen. Verwalten wollte er ihn für den Rabelsohn. So hat er es dem Freunde in die Hand versprochen, als sie voneinander schieden nach ihrem letzten Sehen. Treu und ehrlich tritt er dann gegen den Vater seiner Annemarie für des Bruders Recht. Des alten Rabel Sinn war so starr wie Stein und Erz.

„Er ist nicht wert, sein Sohn zu heißen."

Das war sein Wort, und dabei blieb er. Ja, wenn der Sohn noch einmal heimgekommen wäre, wenn er reumütig den Vater um Vergebung gebeten hätte, was es der Sohn im Gedanken tat? Aber dann war der Sohn zu stolz und zu sehr seines Vaters Ebenbild.

Jakob weiß sehr gut, daß der harte Vater doch viel weicher fühlte, als er es zeigen mochte, sonst hätte er nicht bis zu seinem letzten Augenblick heimlich auf den Sohn gewartet. Es wäre auch nicht so bitter von den Lippen des Sterbenden gekommen:

„Vergeblich hast du mich hingehalten, Jakob Goldner. Nun nimm das Erbe meiner Tochter und versieh es gut!"

„Verwalten will ich es, so treu ich kann," war Jakobs Antwort, und ein Lächeln war über das Antlitz des Sterbenden gekreist, als ob er überwunden hätte. Und er hatte wirklich ausgerungen, denn als der Schwiegersohn sich zu ihm niederbeugte, da fand der Arm ihn nicht.

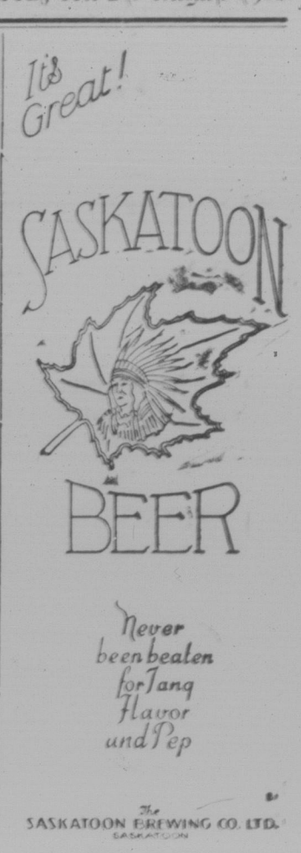
(Fortsetzung folgt).

Ausländische Arbeiter in Preußen.

Nach einer Veröffentlichung des Preußischen Statistischen Landesamtes waren im Jahre 1931 in Preußen insgesamt 133,352 ausländische Arbeiter beschäftigt, gegen 185,780 im Jahre 1930 und 875,000 in Preußen alten Umfanges in den Jahren kurz vor dem Kriege.

Nach der Staatsangehörigkeit entfielen auf Polen 48,453 Arbeiter (36.3%), auf die Tschechoslowakei 26,732 (20%), auf die Niederlande 20,124 (15.1%), auf Oesterreich 7,405 (5.6%) und auf Jugoslawien 5,706 (4.3%). Bei den tschechoslowakischen und österreichischen Staatsangehörigen handelt es sich fast ausschließlich um Deutschstämmige.

Von den ausländischen Arbeitern waren 60,187 (45.1%) in der Landwirtschaft und 73,165 (54.9%) in nichtlandwirtschaftlichen Betrieben und in häuslichen Diensten beschäftigt.



MACDONALD'S
Fine Cut
Der beste Tabak für diejenigen, die ihre eigenen Zigaretten drehen.
10¢ & 15¢
Zigarettenpapier frei
ZIG-ZAG
mit jedem Paket Tabak.

Canadas feinster Zigarettentabak